



(Nachdruck verboten.)

Der räthſelhafte Herr.

15) Romiſcher Roman von Heinrich Lee.

Hannefried erinnerte ſich, daß in dieſem Hotel eine gewiſſe junge Dame wohnte, die, als er ihr zum erſten Male begegnet, haſtig vor ihm erröthet war, vor der er ſich aber auch — fort- leugnen ließ ſich das nicht — etwas lächerlich gemacht hatte. Die wirkliche Beſitzerin des Hörrohres war ihm durch Zieſeniß inzwiſchen bekannt geworden.

Es peinigte ihn, wie er jezt an dieſe Szene dachte.

Merkwürdig, er empfand jezt, nach dem, was vorgegangen war, dieſe Szene noch viel peinlicher als geſtern Abend. — Lächerlich — lächerlich ſollte er keinem Weibe erſcheinen. Das war eine Scharte, die ausgeweßt werden mußte. Bei dem Regenwetter war Fräulein Moefiel jedenfalls im Hotel.

Hannefried lenkte ſeine Schritte in die offene Gartenthüre und trat in Zieſenißens Haus. Was er in dieſem Hauſe be- abſichtigte, war ihm zwar nicht klar, aber „etwas“ ſollte ge- ſchehen. Das war beſtimmt!

Um dieſelbe Zeit begab ſich auch ein anderer Spaziergänger, nämlich Jannemann, der Unenträthſelte, unter ein wirthliches, vor dem Regen ſchirmendes Dach.

Er trat in das Poſtgebäude ein. Er holte ſich ſeine Briefe ſelbſt.

„Jannemann,“ ſagte er am Schalter.

Der Beamte blätterte in einem Stoß von Briefen, die er aus einem Fach nahm, und reichte Jannemann einen.

Jannemann bog ſich mit ſeiner Beute in eine nahe gelegene Konditorei, brach ſich dort zwiſchen den verſammelten Damen, welche meiſtens ein Stück Torte mit Schlagſahne aßen, Bahn und zog ſich in das leere Rauchzimmer zurück.

Er beſtellte eine Taffe Kaffee für ſich, öffnete den Brief und las.

Wißbegierige Leſer und Leſerinnen mögen Jannemann über die Schulter ſehen.

Das Schreiben lautete:

„Mein lieber Max!

Hoffentlich trifft Dich dieſer Brief bei einer beſſeren Stimmung als wie ſie mir aus Deinen letzten Zeilen entgegenweht, die mir wieder einmal etwas melancholiſch ſchienen.

Ein Menſch wie Du, geſund, unabhängig und beſſen einziges Handwerkzeug die Couponsſchere iſt, ſollte doch wahr- haftig ſeinem Schöpfer dankbar ſein. Nicht Alles zugleich gönnen die Götter, wie der alte Dichter ſingt, den Sterblichen und ich meine, das kleine Päckchen, das ſie auch Dir, um keine Ausnahme zu machen, aufgegeben haben, ließe ſich ſchon er- tragen. Dein einziges wahres Unglück iſt: Du biſt zu reich! Reichthum verdirbt den Humor, und weil Du ſonſt um nichts zu ſorgen haſt, ſo machſt Du Dir aus der kleinen Sorge eine große. Denk' an mein Geſchick! Ich bin

ein deutſcher Dichter, und wer hat je eine Klage von mir gehört!

Ich ſprach mit Doktor Ramberg und habe ihm Deinen Brief gezeigt.

Entſchuldige, wenn uns Deine Erlebniffe, wie Du ſie ſchilderſt, obwohl ſie Dir ſo tragisch erſcheinen, in eine gelinde Heiterkeit verſetzen — namentlich, was den Vorgang im Barbierladen betrifft. Daß der Barbier gedacht haben ſoll, Du wollteſt ihm mit Deinem „Lalala“ die Tonleiter vorſingen, ſcheint mir bei- nahe begreiflich. Wenn Dir die Ausſprache eines Wortes mit dieſem Anfangskonſonanten eine beſondere Schwierigkeit bereitet, ſo drück' Dich doch eben anders aus. Das nächſte Mal, wenn Du Dir die Haare ſchneiden läßt und dem Barbier begreiflich machen willſt, daß ſie nun kurz genug ſein, ſage alſo nicht — oder vielmehr, beabſichtige nicht, zu ſagen: „Laſſen Sie ſie, bitte, ſo, ſondern ſage etwa: „Genug ſo!“ oder „Gut ſo!“ Mit dem „G“, ſo viel ich weiß, kommſt Du doch ganz gut aus? Du nennſt Dich doch auch aus demſelben Grunde auf Deinen Reiſen Jannemann und nicht mit Deinem ehrlichen Elternnamen Jannemann — einfach deshalb, weil Dich das J weniger genirt als das J, und ich begreife ja, wie wenig annehmlich es ſein muß, wenn man nothgedrungen fremden Leuten einmal ſeinen Namen nennen ſoll und man erweckt in ihnen den Glauben, man heiße „Pa . . . jannemann“.

Doktor Ramberg meint, Du ſollſt die Heilmethode, wie ſie Dir der Spezialarzt in Frankfurt vorgezeichnet hat, nur ge- wiſſenhaft weiter betreiben, auch wenn Du vorläufig keine Er- folge verſpürſt. Die Sprachübungen in der Dir angeordneten Form ſcheinen ihm ſehr zweckmäßig zu ſein, wenn wir uns auch wohl denken können, welchen Eindruck dieſe Silben auf den Lauſcher an der Wand oder vielmehr an der Thür hervor- gebracht haben mögen, und es ſcheint immerhin für die Humanität der Liebenauer Behörde zu ſprechen, wenn man Dich nach dem, was Dir Alles ſchon dort zugeſtoßen iſt, noch in Deiner Freiheit unter den Kurgäſten herumgehen läßt.

Im Uebrigen bleibt Doktor Ramberg, wie er Dich perſönlich und ſchon von Kindheit auf kennt, bei ſeiner alten Anſicht. Du weiſt, nach ſeiner Theorie iſt jedes Sprach- und Stotterleiden weniger von phyſiſcher als von psychiſcher Beſchaffenheit, und er behauptet, da es Dir ja nicht angeboren iſt, ſo träte das bei Dir noch in beſonderem Maße zu. Als Du damals als nor- maler ſechsjähriger Bengel über das Treppengeländer fielſt — Gottlob, ohne, nach dem Sprichwort von dem Unkraut, an Deinen geſunden Gliedmaßen Schaden zu nehmen — ſo war es die plötzliche ſeeliſche Erſchütterung, der Schrecken, der die Störung in Deinem Sprach- und Sprachvermögen herbeigeführt hat. Damit ſtünde es auch im Zuſammenhang, daß Du Perſonen gegenüber, denen Du unbefangener entgegentrittſt, wie Kindern und ſolchen Mitmenſchen, denen auf der ſozialen Stufenleiter das willkürliche Schickſal die unteren Sproſſen angewieſen hat, weit mehr Herr über Dein Leiden biſt als an- geſichts von anderen Leuten, und ich will Dir nur aus meiner eigenen Erfahrung eröffnen, daß ich, als ich dazumal die Audienz beim Herrn Miniſter hatte, ſogar ſelber in ein ſehr ausge-

bilbetes Stottern verfiel. Doktor Ramberg meint also, wie es ein plötzlicher Schreck war, der den Grund zu Deinem Leiden gelegt hat, so könnte es sehr wohl auch wieder so ein plötzlicher Schreck sein, der Dir die Heilung bringt. Solche Fälle sind schon dagewesen, und die Literatur der Fachmedizin hat sie mannigfach verzeichnet. Ich hatte sogar schon einen diabolischen Plan. Nämlich mein neues Romanmanuskript zusammenzupacken, in Liebenau mit diesem einzutreffen und Dir es ohne Vorbereitung vorzulesen. Doch soll der Mensch, auch in dem Punkt der Heilmethode, nichts übertreiben.

Daß Du in Liebenau trotz Deiner überstandenen Erlebnisse, weil Dir der Ort mit seinen schönen Wäldern so gut behagt, verbleiben willst, daran thust Du, wie Doktor Ramberg urtheilt, recht, und er sieht sogar darin einen Beweis von Seelenstärke, die sich in Dir Bahn bricht. Er giebt Dir noch einmal und zum letzten Mal durch mich den Rath: „Heirate!“ Du wirst mir dieses harte Wort verzeihen. Du sollst Dich aber — so drückte sich Doktor Ramberg aus — an ein Wesen fesseln, das Dir das Vertrauen zu Dir selbst zurückgiebt, das Dich der Einsamkeit entzieht und das Dir zeigt, wie schön es auf der lieben Erde ist, wenn sie auch, bloß damit der Mensch nicht übermüthig wird, ihr Quantum Jammer hat. Er hat sogar den nicht ganz feinen Witz gemacht, daß Dir ein bißchen Stammen dabei nicht schädlich wäre, denn Liebesworte, meinte er, die hätten ein altes und verbürgtes Recht darauf, gestammelt zu werden, auch von solchen Leuten, die sonst der Rede und einer guten Suade in vollstem Maße fähig sind.

Apropos!!!

Ich mache drei Ausrufungszeichen hinter dieses Wort.

Was ist denn das für ein Fräulein, das Du so nebenher erwähnt hast? Mir kommt das doch verdächtig vor. Es ist das erste Frauenwesen, dem Du in Deinen Briefen eine solche Ehre anthust. Zwar beschränkst Du Dich darauf, nur zu bemerken, daß Du nicht der einzige Melancholicus in Deinem neuen Hotel zu sein scheinst und in einer jungen Dame, der Tochter einer etwas bizarren Mama, was die Auffassung des Erdendaseins betrifft, verschiedenen Anzeichen zufolge eine Gesährtin gefunden zu haben glaubst, doch bin ich schon jetzt, weil sich die überraschendsten Romane nicht in den Büchern, sondern im Leben abspielen, auf alle Menschenmöglichkeiten gefaßt. Meinen Segen über Dich.

Mit Gruß Dein L. —“

Fannemann bezahlte stillschweigend seinen Kaffee, steckte den Brief in die Tasche und erhob sich.

Draußen rieselte der Regen noch immer, und es sah noch recht trübe aus. Fern am Horizonte über den dunklen Fichtenwäldungen blinkte aber schon ein blaues Fleckchen, wie die Hoffnung.

Fannemann sah es wohl — ihm blinkte keine Hoffnung.

Er ging nach Hause.

Auf der Straße trat ein fremder, junger Mensch, ein Tourist, an ihn heran und fragte ihn nach einem Weg.

„Die nächste Straße links,“ rief Fannemann nach einigem Stocken mit erhobener Stimme und verwundert schritt der junge Mensch in der angegebenen Richtung weiter.

Wenn Fannemann durchaus etwas zu sagen hatte, so war es nöthig, daß er seine ganze Energie zusammennahm, worauf sie endlich wie ein Champagnerpfropfen heftig explodirte, sodaß die Leute denken mußten, er wäre ein seltsam brüsker und zorniger Mensch, und er war doch von Natur milde und sanft.

Einsam kam er in der „Sonne“ an.

Die Gaststube zur „Sonne“ war heute des schlechten Wetters halber dicht gefüllt.

Rein wie außer sich liefen die Ziesenißs hin und her, aus Korridor und Küche drang ein Lärmen wie nie und Zieseniß junior stand mit transpirirender Stirn in eigener Person am Bierapparat.

Hannefried saß an seinem Tische nicht allein. Am selben Tische saß auch Doktor Pulvermann und Schlauch und eine schlanke, grüne, vornehme Rheinweinflasche stand vor ihnen.

Diese Flasche hatte Schlauch auf seine Rechnung bestellt. Er hatte heute, wo die Promenade leer blieb, Zeit gefunden, der Verpflichtung, die ihn dem Sonnenwirth gegenüber brückte, endlich nachzukommen. Ein Glas Bier wäre nicht mehr das Richtige gewesen. So hatte er für drei Mark eine Flasche Markobrunner kommen lassen. Zieseniß brauchte, um sie aus dem Keller zu holen, nicht weniger als eine Viertelstunde. Die Flasche ruhte dort in einem unzugänglichen Winkel, den zu betreten der Konsum seiner Gäste sonst nicht nöthig machte.

Schlauch erzählte von einer schönen Regalbahn, die er mit dem Postath auf einem Ausfluge in einem Nachbardorfe entdeckt hatte, und er konnte ihre ländlichen idyllischen Vorzüge nicht genugsam preisen.

„Wenn schönes Wetter wieder wird,“ sagte er, „dann könnten wir doch alle mal hin.“

Doktor Pulvermann kannte diese Regalbahn.

„Natürlich mit Damen,“ warf er ein.

„Brillant!“ rief Schlauch.

„Mit Damen?“ fragte Hannefried, sein Glas austrinkend.

Die Flasche war leer.

„Jetzt bestell' ich eine,“ bemerkte Pulvermann. Hannefried und Schlauch protestirten nicht dagegen. Der alte Zieseniß kam mit der neuen Flasche. Sie war etwas staubig. Zieseniß bearbeitete sie bedeutungsvoll mit der Serviette, bis sie funkelte wie ein Diamant im Kerzenlicht. Je leerer die Flasche wurde, desto lebhafter wurde die Idee mit den Damen an dem Tische erörtert, namentlich Hannefried griff kräftig in die Unterhaltung ein. Seine Aufmerksamkeit hatte bisher den in der Gaststube versammelten Herrschaften gegolten, ohne daß jedoch das Zielobjekt, dem sie im Besonderen galt, bisher sichtbar geworden wäre.

„Jeder Herr muß eine Dame dabei haben,“ sagte Hannefried, „man muß Einladungen machen.“

Schlauch schrieb auf einem Zettel schon die Namen auf. Er machte sich anheischig, die Sache in die Hand zu nehmen. Es sollten natürlich Alles nur Bekannte sein. Eine Dame fehlte noch.

„Die finden wir,“ sagte Hannefried entschieden, während Doktor Pulvermann in demselben Augenblick den letzten Rest der zweiten Flasche in sein Glas entleerte.

Hannefried klopfte mit der leeren Flasche auf den Tisch. Er war in gehobener Stimmung. Er wollte sich auch von Niemand lumpen lassen.

„Es ist wohl genug,“ warf Schlauch etwas bedenklieh ein, während Doktor Pulvermann schwieg. Hannefried ließ sich nicht beirren, bis Zieseniß kam.

„Noch eine,“ rief Hannefried.

„Die finden wir,“ wiederholte er dann.

„Wer soll's denn sein?“ fragte Schlauch.

„Fräulein Moestel.“

Zieseniß kam mit der dritten Flasche. Zum dritten Male kam er aus dem verlassenem Kellerwinkel und er sah sehr befriedigt aus.

„Prost!“ sagte Doktor Pulvermann, und die drei Gläser klangen zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Romantik Schwaneulied.

Von Ernst Barf (Madrid).

Madrid, Ende Juli 1898.

Das Kanonengeböck der Amerikaner auf den Schlachtfeldern Kubas und der Philippinen dünkt den Freunden der Poesie nicht anders, wie einst das Herannahen der Barbaren in den Straßen Roms. Nichtet es sich doch gegen den schönsten Rest der Romantik des alten Europa, gegen das Land der Alhambra, der Palmenhaine von Murcia und des Liebesgüßlers von Cadix und Sevilla. Eine neue Barbaren-Invasion! Die Petroleumbarone und Eisenbahnkönige von New-York sind gewiß die Vertreter des „modernen Fortschrittes“. Was kann gegen ihre Millionen von Dollars das arme Spanien, dessen Eisenbahnen von Ausländern gebaut sind, dessen Minen fürs Ausland arbeiten und dessen Industrie in den Kinderschuhen liegt, ausrichten.

Oh, lovely Spain! renown'd, romantic land!

Wenn heute Lord Byron leben würde, er könnte nicht unterlassen, den Spanier zuzurufen: „Erwacht, Söhne Spaniens, erwacht und vorwärts!“ Vielleicht gelänge es ihm, das alte Europa mit derselben Begeisterung zu erfüllen, wie es sie einst für die Sache Griechenlands bezogte.

Kein Spanier dachte im Ernste daran, den Dollarriesen zu besiegen. Als die heldenmüthigen Seeleute unter Führung des greisen Cervera vom Vaterlande Abschied nahmen, da thaten sie es für alle Ewigkeit; sie waren entschlossen, für die Ehre ihres Landes zu sterben. Eher die Schiffe in die Luft zu sprengen, als sie dem Feinde zu überliefern, war die Lösung. Und so selbstverständlich schien das Allen, daß es eine allgemeine Entschuldigung wollte man gelten lassen, daß Cervera selbst verwundet war. Kagaza, den Befehlshaber des „Quendo“, ließ man durch Selbstmord umkommen, was sich aber nachträglich nicht bestätigte.

Die braven Seeleute haben immerhin ihr Versprechen gehalten: weder „Maria Teresa“, „Vizcaya“, „Quendo“ noch „Colon“ sind den Amerikanern ausgeliefert worden. In der Unmöglichkeit, gegen die Uebermacht zu kämpfen, zogen es die Spanier vor, die prächtigen Schiffe an den Felsenriffen zerschellen zu lassen. Fast völlig von den Wellen des Ozeans bedeckt, ragen jetzt die Reste der Armada Cerveras aus dem Wasser, während ein Theil der Besatzung sich ans Ufer gerettet hat, wie wahrscheinlich der Kapitän des „Colon“, Diaz Moreu, bekannt wegen seines Selbstenmuthes.

Wie einst die große Armada an den Küsten Englands zerschellte, so jetzt die Reste von Spaniens Seemacht an der Küste Kubas. Die Amerikaner hatten geglaubt, in wenig Wochen Sieger zu sein, und begriffen nach der heroischen Vertheidigung von Santiago durch Linares und Toral, daß Spanien noch immer seiner großen Vergangenheit nicht unwürdig ist. Die Ruinen von Numancia, Saragoßa und Gerona, wo die römischen und französischen Generale in rauchende Trümmerhaufen siegreich einzogen, sind eine ernste Mahnung für die Spanier von heute sowohl wie für die Gegner Spaniens. Der Kapitän des amerikanischen Schiffes „Towa“ schildert mit tiefer Ergriffenheit die Szene der Ergebung Culates, des Befehlshabers des Vizcaya. Die Besatzung der Sieger war auf Deck aufgestellt, als der verwundete Spanier auf einem Sessel herbeigetragen wurde. Als Culate die Soldaten sah, erhob er sich, grüßte mit ernster Würde und wollte dem Sieger seinen Säbel übergeben. Mit Inbrunst küßte der alte Krieger die Waffe und brach in bitteres Schluchzen aus. „Ich weigerte mich“, berichtet der Amerikaner, „das Schwert zu nehmen, und meine ganze Besatzung, die Zeuge der Szene gewesen, brach in frenetischen Jubel aus. Als ich mich mit dem Gefangenen der Kajüte näherte, vernahm ich eine furchtbare Explosion: es war der Vizcaya, der in die Luft flog. „Adieu, mein Vizcaya, mein schönes Schiff, leb' wohl!“ rief Culate außer sich vor Schmerz und blickte unverwandt nach der Stelle, bis endlich die letzten Trümmer von den Wogen verschlungen waren. Dann erst ließ er sich überreden, seine Wunden verbinden zu lassen.“

Von demselben Culate werden viele Abenteuer erzählt, er ist ein ausgezeichneter Vertreter des spanischen Donquixotismus, der den Sancho-Panjas der Gegenwart so unverständlich und barock erscheint. Einst lag er mit seinem Schiffe im Hafen von Cartagena und hatte seinen Pulvervorrath zum Trocknen auf der Küste ausgebreitet. Da erhielt er den Befehl, die Flaggen

aufzuhissen, was er verweigerte mit dem Bemerken: ein Schiff ohne Pulver könne Niemanden mit Flaggen begrüßen. Vor etwa einem Jahre wurde der „Vizcaya“ beordert, nach New-York zu gehen, als Gegenleistung auf den Besuch eines amerikanischen Schiffes in Kuba. Als das Schiff aus dem Hafen fortfuhr, erlaubten sich die Zuschauer, die Spanier auszupeifen. Culate ließ sogleich umkehren, er allein ließ sich ans Ufer führen und mit geladenem Revolver spazierte er da herum in der Erwartung, der Mob werde sich noch einmal gestatten, zu pfeifen. „Nach dem ersten Revolverschusse“, hatte er seine Mannschaft beordert, „beschießt Ihr New-York!“ Se non è vero . . .

Was vermag alle Ueberlegung gegen ein Volk von Don Quijote? Hatte Spanien nicht den unbefiegten Napoleon I. im Guerillakriege besiegt? Ah, die verantwortlichen Minister, besonders Moret, hatten Alles gethan, um den Krieg zu vermeiden: doch die Volksmassen, unterstützt von dem Heere, verlangten die Kriegserklärung, und während mehrerer Nächte war Madrid der Tummelplatz stürmischer Volkskundgebungen, die in eine Revolution ausgeartet wären, wenn die Regierung nicht mit Amerika gebrochen hätte. Vergeblich wollte der Geist Sancho-Panjas die erregte Volksseele in verständige Säranten bannen und die Lenker der Geschichte Spaniens von vielen schließlichen auf die seltsame Idee, um den romantischen Kriegseifer des Volkes zu dämpfen, die Niederlage der spanischen Waffen zu beschleunigen mit der Absicht, dadurch günstigere Bedingungen vom Sieger zu erlangen. So wurde die Niederlage von Cavite und Manila und diejenige der Flotte Cerveras im Ministertrat geradezu beschlossen, indem man die rechtzeitigen Maßregeln versäumte, durch die die Niederlagen vermieden worden wären.

Hatte das spanische Volk, dieser größte lebende Don Quijote, Recht, oder haben die Sancho-Panjas seiner Regierung den richtigeren Weg eingeschlagen? Acht-hundert Jahre Kämpfe gegen die Mauren haben den Spaniern einen romantischen Anstrich gegeben, den auch der moderne Geist des „Soll und Haben“ nicht zu verwischen vermag. Dieser ritterliche Geist hegt eine tiefe Verachtung gegen das Hankethum, gegen alles Krämerthum und gegen den modernen Zeitgeist, der Alles auf einen gemeinsamen Generalnennner, das Gold, zurückführt.

Was kümmert es die Spanier, daß zehn Milliarden Franken Staatsschuld in den Händen der Franzosen und Engländer sind und daß diese den berechtigten Wunsch hegen, den Krieg möglichst bald beendet zu sehen, damit kein Bankerott die Zinszahlung in Gefahr bringt! Was kümmerts diese seltsamen fahrenden Ritter, daß der Handel der Welt unter dem Kriegszustande leidet; sie machen es im Gegentheil der Regierung zum Vorwurfe, die Kapereipatente den zahlreichen Spaniern nicht ausgestellt zu haben, die sich bereit erklärt haben, den amerikanischen Seehandel zu vernichten. Wenn statt der Sanchos Sagala und Genossen Romantiker, wie Romero Noblebo, an der Regierung wären, die gerne die Legenden von 1808 wieder aufleben ließen, welche Verwickelungen hätten sich nicht schon ereignet!

Während der letzten zwei Jahre sind wenigstens hunderttausend Spanier vom Kriege fortgerafft, doch deswegen hat die farbenprächtige Ausgelassenheit unserer Volksfeste nichts an ihrer Heiterkeit verloren. Die Stiergefächte sind wie früher der Tummelplatz der Leidenschaften, und beim Manzanillo-Weine wird wie früher das Ewig-Weibliche bejungen. Ja, die Promenaden und Korfosfahrten der eleganten Welt sind vielleicht eher glänzender wie sonst, da unser High-life in diesem Jahre den Sommer über in Madrid bleibt, um die Entwicklung der Ereignisse abzuwarten. Vielleicht auch fürchten manche Stammgäste der Meerbäder von San Sebastian, daß ein Bombardement jenes Städtchens durch die Amerikaner nicht ganz unmöglich wäre. Sonderbar würde es sich gewiß ausnehmen, die Nachkommen der Quäker von Pennsylvania im Königsschloß von Mira-Mar Xerez-Wein genießen zu sehen und auf die Haufe der „Cuba Bounds“ begeistert anstoßen zu lassen. Und trotz alledem steigt der Schatten Philipps II. noch immer nicht aus der düsteren Königsgruft des Escorial, um diesen Frevel zu hindern?

Je mehr man Spanien studirt, desto seltsamer und riesenhafter erhebt sich vor unserm geistigen Auge der Geist dieses einst so großen Volkes. Die Jahrhunderte gehen fast spurlos an ihm vorbei, äußerlich sieht der Spanier den übrigen Europäern gleich, doch im Innern ist es der Schatten eines Trayan, Philipp II., Cortez und all der düsteren

Gestalten, die Spaniens Geschichte füllen. Und neben diesen Gestalten erblickt, wer zu sehen versteht, immer die Huldgestalt eines schönen Weibes, das, wie Beatrice den Dante, durch die Gefahren des Lebens führt, mit der Hand nach dem Ideale weisend.

Können solche Träumer dem argen Realismus der Gegenwart widerstehen? Ist nicht der Heldeutmuth, der in dem gegenwärtigen Kriege entfaltete wird, der Schwauengefang der Romantik des alten Europa? Wahrhaftig, die Welt scheint alt und morsch geworden zu sein, der Lebensfrühling dauert im modernen struggele for life so unendlich kurze Zeit, daß die Knospen keine Blüten treiben können. Geld- und „Magen“-fragen absorbiren den modernen Menschen so vollständig, daß er der Blume der Romantik keinen Duft mehr abzugewinnen vermag.

Und doch giebt es noch Poesie, die selbst den Tod zu idealisiren versteht! Einer jener Hunderttausende, die das Loos getroffen, in Stuba den Heldeutmuth zu sterben, wollte sich nicht von seiner Liebsten trennen. Er war zwanzig und sie siebzehn Jahre alt. Gemeinsam erwarteten sie im düstigen Graze, unter dunklen Magnoliabäumen liegend, den Sonnenaufgang, um ihrem Leben ein Ende zu machen, da sie es nicht gemeinsam fortsetzen konnten. Ihre Körper hatten sie zusammengebunden, damit die Todesagonie sie nicht trenne. Sie, neu gierig und ungläubig wie alle Töchter Evas, überlebte den Gesiebten um einige Minuten, um sich zu überzeugen, daß er es auch ernst meinte. Und in der Tasche hatte sie ihren letzten Willen: daß man sie gemeinsam begraben solle! In der That, trotz des Sträubens der Eltern und der Priester mußten diese jugendlichen Sünden gemeinsam bestattet werden, da die Zigarettenmädchen, die berühmten Zigarrenmädchen von Madrid, gerührt und begeistert durch dieses Liebesdrama, mit einem Aufbruch drohten, wenn dem Willen der Verschiedenen nicht Folge geleistet werde . . .

Oh lovely Spain! renown'd, romantic land!

Allerlei.

Vom Lachen. Vor einigen Tagen hatte sich in Berlin ein junges Mädchen durch allzu starkes und vieles Lachen eine ernste Herz-Krankheit zugezogen. Nimmt man sich die Mühe und geht die Etala des Lachens durch, betrachtet alle seine Erscheinungen und sein Wesen selbst, dann eröffnet sich unseren Blicken ein weites, kaum übersehbares Feld. Was ist das Lachen an sich selbst? Darüber gehen die Meinungen und Ansichten der Gelehrten weit auseinander. Während die Einen sagen, das Lachen sei nichts mehr und auf weniger als eine Erstickung des Zwerchfells, ein Reiz, der auf dieses Organ ausgeübt wird, erklären Andere das Lachen dahin, daß dieser Reiz nur die Erscheinung und Ursache, aber nicht das Wesen des Lachens selbst sei. Wer von beiden Recht hat, ist schwer zu entscheiden, das aber steht fest, daß man über das Lachen selbst ganze Bände füllen kann. Welche Fälle von Verschiedenheiten zwischen dem ersten Lächeln des Säuglings und dem überlegenen Lächeln des erfahrenen Greises, — welche endlose Etala von Arten in dem Lachen des Weibes, des Mädchens und der Matrone, indem des Jünglings und des Mannes. Wie verschieden von einander das Lachen des Wiedermannes und das des aalglatten, geschmeidigen Hölzchens, das Lachen des Geistesvollen und das des Idioten, des Tölpels . . .! Man lacht laut, überlaut, man „wäht sich“ vor Lachen, und man lacht innerlich, vor Vergnügen, Stolz und — Schadenfreude. Ein ganz anderes das Lachen über einen guten, gelungenen Scherz und das der Hülfrung, wenn man unter Thränen lacht . . . mit den Augen bloß, in denen es leuchtet und strahlt. Man kann aber auch vor Verdruß lachen, zornig, gallig und wüthend, wie man höhnisch lacht . . . Ein Weib ist doppelt schön, wenn es lacht, sagen die Franzosen. Aber man muß das Lachen auch verliehen, es darf nicht trivial werden. Man kann eben sehr schön lachen, wenn man seine reizenden Zähne zeigt, und kann geschmacklos mit dem ganzen Gesichte lachen. Herzliches Lachen macht auch andere lachen. Man kann dieses Lach-Kapitel noch ins Endlose fortsetzen, auch darauf hinweisen, wie vorzeitiges Lachen unschädlich ist, zum Schlusse kommt man doch wieder darauf zurück, daß ein Altruviell für alle Fälle zu vermeiden ist.

Nie verlegen.

Herrn J. S. Schmod in Budweis.

Das mir gelieferte Buch bedauere Ihnen zur Verfügung stellen zu müssen, da ich in demselben Motten gefunden habe.

Hochachtend
Aug. Pelsle.

Antwort.

Herrn Aug. Pelsle in Dresden.

In höf. Beantwortung Ihres w. Schreibens, theile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich Ihre Reklamation als berechtigt anerkenne. Sie bestellten keine Motten, und erlaube ich Sie daher höflichst, mir

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Tzelle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

dieselben zurücksenden zu wollen. Das Buch haben Sie laut Hochachtung zu behalten.

Hochachtend
J. S. Schmod.

Unmöglich. „. . . Was denken Sie, gnädige Frau, von dem Maler Albino, der Spinnengewebe so natürlich an die Zimmerdecke malte, daß ein Dienstmädchen sich den ganzen Vormittag bemühte, sie wegzuföhren?“ — „D, es mag wohl einen solchen Künstler gegeben haben, Herr Professor — nie aber ein solches Dienstmädchen!“

Vom Büchertisch.

— Man wird sich der lebhaften Sympathiebezeugungen erinnern, die unserm Nationalwerke, dem **Weyerschen Konversations-Lexikon**, anlässlich der Vollendung seiner fünften Auflage im Spätherbst vorigen Jahres aus weiten Kreisen entgegengebracht worden sind. Nach einer kurzen Spanne Zeit treten die Herausgeber jetzt mit einer neuen erstaunlichen Arbeitsleistung vor die Öffentlichkeit. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Inhalt eines Nachschlageswerkes von so außerordentlicher Vielseitigkeit, das zu seinem Erscheinen eines Zeitraumes von über vier Jahren bedurfte, fortwährender Wandlung und Neugestaltung unterworfen ist. Die Ansammlung der dadurch hervorgerufenen Neuerungen, Veränderungen, Berichtigungen und Ergänzungen hat die Redaktion von Anfang an als eine Hauptaufgabe aufgefaßt, um das Wichtigste davon dem Bestand des Konversations-Lexikons einzuverleiben. Dem soeben zur Ausgabe gelangten 18. (Ergänzungs- und Register) Band verdankt nun das siebzehnbändige Hauptwerk nicht nur eine lückenlose Vervollständigung bis auf den Tag seiner Vollendung, sondern vor Allem auch das für die eingehendere Benutzung überaus werthvolle und unentbehrliche Register derjenigen Namen und Gegenstände, welche im Werke nicht als selbständige Stichwörter erscheinen konnten und nun mit Hilfe dieses Registers aufgefunden werden können. Aber der Schwerpunkt des Ganzen beruht doch auf nicht minder wichtiger Basis. Es ist bekannt, daß diese Fortführungen von Weyers Konversations-Lexikon weit über den Rahmen ihrer ursprünglichen Anlage hinaus zu selbständigen literarischen Erscheinungen ausgestaltet worden sind, die der Bestimmung gerecht zu werden suchen, durch Aufnahme von Materien und Fragen, die tief in das Tagesinteresse einschneiden, durch die Zusammenfassung der markantesten Aeußerungen des modernen Lebens auf allen Gebieten ein Spiegelbild des Fortschritts unserer heutigen Kultur zu entwerfen. Die fast unerhörliche Fülle hochinteressanter Arbeiten, welche das 1086 Seiten starke Buch umfaßt, gestaltet eine Kennzeichnung leider nur in Umrissen. So lese man die Artikel: Agrarfrage, Arbeiterzucht, Versicherung, Wohnungen, Auswanderung, Gewerkoerone, Handwerkerfrage, um sich zu überzeugen, wie erquickliche Wärme und strenge Parteilosigkeit mit den übrigen Vorzügen in der Behandlung dieser wichtigen Themen weitestgehend. In ideller Beziehung zu den letztern steht die feinsinnige, vergleichende soziologische Studie: Lebenshaltung. Den innern Strömungen und dem politischen Parteiwesen tragen die Aufsätze: Bund der Landwirthe, Alldeutscher Verband und eine vertiefende ethnographisch-geschichtliche Abhandlung: Deutsches Volk, Rechnung. Die neuere Geographie ist in einer Reihe klar und sachlich behandelte Artikel vertreten, voran die über das neue Bürgerliche Gesetzbuch, über Abzahlungsgeschäfte, das Reichsbürgengesetz, Börsensteuergesetz, die Gewerbevergebung u. A. Die Ergebnisse der neuern Forschungsreisen in Afrika, Asien, Amerika und Australien sind in umfassenden Berichten niedergelegt; der geographisch-geschichtliche Theil verzeichnet außerdem noch in seinen Hauptartikeln die letzten Bewegungen in allen Staaten und Ländern der Erde. Hier finden wir auch ausführlichere Mittheilungen über die Entwicklung unserer Kolonien. Zum großen Theil mit vorzüglichen bildlichen Darstellungen reich ausgestattet wurden die Arbeiten über die neuen Erscheinungen im gesammten Verkehrsweisen. Auf technischem Gebiet geben längere Artikel über Acetylen, Aluminium, über die Fortschritte der Elektrotechnik (mit zahlreichen Abbildungen), über neue Maschinen (Diesels Wärmemotor, mit Tafel), Fahrrad, Fernrohr (mit vielen Textbildern) Zeugniß von dem Bestreben der Herausgeber, ihr Werk auf gleicher Höhe mit der Entwicklung der technischen Wissenschaften zu halten. Mit demselben Scharfblick verfolgt die Redaktion auch die Resultate der naturkundlichen Forschungen, die Abhandlungen über die bngienischen Ergebnisse der Ferienkolonien, über neue Methoden der Heilkunde (Blutserumtherapie, Immunität) lassen die Mitwirkung erster Fachautoritäten erkennen. — Die illustrative Ausstattung des neuen Bandes mit nicht weniger als 580 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf 42 Tafeln, darunter 10 Farbendrucktafeln und 7 selbstständige Kartendebelegen, zeigt dieselbe Planmäßigkeit in der Ausgestaltung dieses Theils, wie bei den Bänden des Hauptwerkes. Von den Sondertafeln in Farbendruck verdienen die Tafeln: „Brachtische der südlichen Meere“, „Luftspiegelungsgewässer in der Wüste“, „Mondnacht in den Tropen“, „Zur Geschichte der Uniformen“, Tafel I/II, besondere Hervorhebung. Hervorragend zeitgemäß erscheint aus der Reihe der Holzschmitttafeln die Tafel „Kreuzer“ (Panzerkreuzer und geschützte Kreuzer der wichtigsten Kriegsflotten), während die Tafeln „Hohe Häuser“ (in Nordamerika), „Kesselsprengung unter Wasser“, „Tropengebäude“, Tafel I/II, „Zur Geschichte der Lachenuh“ Darstellungen von so eigenartigem Interesse vorführen, daß sie der Aufmerksamkeit des Beschauers besonders empfohlen sein mögen.

